

Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

In dieser Rubrik veröffentlichen wir — soweit sie uns zu Gesicht kommen — alle wichtigeren ausländischen Urteile über schweizerische Kultur. Wir bringen dabei sowohl die anerkennenden wie die ablehnenden Urteile zum Abdruck, um ein den Tatsachen entsprechendes Bild zu geben und der so oft geübten einseitigen Schönfärberei zu begegnen.

Hans Himmelhoch. Briefe an ein Weltkind. Von Jakob Schaffner.

Früh vollendet. Novellen von Jakob Böhler.

Aber wir wollen nun wieder ein ernstes Gesicht machen, wir wollen die Präziosen des XX. Jahrhunderts, die viel komischer sind als weiland die Präziosen des Hotels Rambouillet, vergessen und uns Jakob Schaffners neue Gabe betrachten, den Hans Himmelhoch, der den Untertitel trägt: „Briefe an ein Weltkind“ (Berlin, S. Fischer). Hans Himmelhoch — ist das nicht gleich ein anderer Name als Malte Laurids Brigge und als Manfred Dalcroze? Atmet in diesem Namen nicht stürmische deutsche Jugend, die selig nach den Sternen greift? Sind wir alle nicht einmal Hans Himmelhochs gewesen, so daß wir nun lächelnd in Liebe und Freude zusehn, wie der neue Namensvetter ausschlägt? Er schlägt aus wie ein Füllen. Er ist ewiger Zündstoff, der aufbrennt, wenn ihn ein Strahl des Lebens trifft. Er stürmt vorwärts in die neue Welt, und wenn sich die Alten auch ärgern wollen und ihm „sachte, sachte!“ aus dem Fonds ihrer Weisheit und Erfahrung nachrufen, — sie wissen heimlich, er ist doch der Rechte, sie nickten ihm zu, als brauste da noch einmal wild, unsinnig, herrlich ihre Jugend hin und suchte nach Erfüllung, die ihr irgendwo in die freien Winde gehängt ist. Aus der Schweiz kommt unser Hans Himmelhoch, bei einer schönen Frau in Berlin hat er ausgelernt, und da es nun Frühling

wird, kriegt er seine Unruhe und seine schlaflosen Nächte, erbittet sich Urlaub und fährt in die Welt hinein: „Sehnsucht vor mir! Sehnsucht hinter mir! Und über mir singen die heiligen Lerchen!“ Aus der weiten Welt jedoch schreibt der Wanderer der schönen Frau Briefe, in denen alles zu lesen ist, was er treibt, sieht und meint, und in denen „wie ein Bäumchen“ seine Liebe steht. Aber es ist kein Eichendorffscher Taugenichts, der da durch romantische Nächte zieht, „wenn die Brunnen verschlafen rauschen“, es ist der hellläugige, ichstolze, herrischfrohe Sohn unserer Zeit, der dem Dornengestrüpp der Romantik entlaufen ist, der sich erlöste fühlte von Mystik, Klassik und allen sieben Schulen, der die alten Götter verachtet und in grüner Begeisterung emporjauchzt, daß die Erlösung des Luftschiffs vom Motor ihm wichtiger sei, als die Erlösung des Prometheus, Haackel wichtiger als Homer, die elektrische Hochbahn fruchtbarer als alle Wehmüte des Palatin in Rom. Wenn Eichendorffs Taugenichts mit der Geige durch Waldeinsamkeit träumend und singend wandert, so fährt Hans Himmelhoch mit der photographischen Kamera durch Hamburg und Kopenhagen, Schweden und Norwegen, Paris und Rom. Überall flücht er der Romantik etwas am Zeuge. „Echte Größe ist immer unromantisch,“ sagt er; er sieht das Meer und zuckt über Heine die Achseln, der in seinen Nordseebildern doch eben nur ein „Romantiker-Meer“ einfiel;

er sieht Norwegen und spielt natürlich Ibsen, das große Licht, das den europäischen Tag regierte, gegen Björnson aus, diesen „ganz gewöhnlichen philologischen Weltliteratur-Dichter mit liberalem Einschlag“, dieses kleine Licht, das die norwegische Dämmerung regierte. Er wäre gar nicht ein solcher Romantikkresser, wenn er selbst ihr nicht eben entsprungen wäre. Er trägt immer noch ein Stückchen mit sich: man braucht nur den ersten wunderschönen Handwerksburschenbrief zu lesen. Vielleicht — nein, gewiß werden Fertige oft genug diesem Werdenden grollen; sie werden den Kopf schütteln über den Reker und ihm wohl gar ein schlimmes Ende prophezeihen. Er wird sie zu respektlos dünken; es wird ihnen nicht passen, daß dieser „ideelle Aviatiker“ durchaus fliegen will: sein Weg zur Vollendung, von dem ein Stück sich hier aufschlägt, war und ist nicht ihr Weg. Aber ich kann nur immer wieder sagen: Freuen wir uns doch! Lassen wir diesen Hans Himmelhoch doch ausschlagen! Er soll fliegen und purzeln und weiter fliegen! Zum Kriechen kommt er noch früh genug. Vorläufig ist er noch so herrlich jung; sein Stil wie spriziger Mosel; ein raffiges Weinchen, das alle Möglichkeiten schönster Entwicklung hat. Er soll rumoren und sich rühren. Und darum: es lebe Hans Himmelhoch! Es lebe alles, was rauschet und was brauset!

Die Schweizer können sich überhaupt sehen lassen. Ein stark ausgeprägter moralisierender und pädagogischer Zug versperert ihnen zwar oft die Gipfel reiner Kunst; aber wenn er sich einordnet, entstehen meist tüchtige Leistungen. Da hat der Züricher Professor und Gymnasialrektor Jakob Böhler ein Novellenbuch geschrieben: „Früh vollendet“ (Leipzig 1910, S. Haessel), und die drei Geschichten, die darin gesammelt sind, tragen, ohne auf „Heimat-

kunst“ auszugehen, ein gut schweizerisches Angesicht. Echte Schweizer Kunst ist immer und in erster Linie bürgerlich. Sie ist verständig und würdig, klar in ihren Verhältnissen und fest in ihren Konturen, sie ist klug bedacht und wohlgeordnet. Große Flammen wird man nicht darin finden; Leidenschaft, die bürgerliche Verhältnisse über den Haufen rennen, sind nichts für die männlich festen, selbstgerechten, unverwirrbaren Schweizer, die gern ihren ebenen Tritt gehen, als ob sie eben vom Rathaus kämen, und immer ein bißchen das Gefühl haben, daß sie nicht nur für sich, sondern auch für den Staat und die göttliche Weltordnung verantwortlich sind. Man möchte ständig das liebe deutsche Wort „wacker“ auf sie anwenden.

All dieses Wackere und Tüchtige, Männliche und Ehrenfeste, Klare und Bedachte steckt auch in Jakob Böhler. Er erzählt schlicht und stark. Er erzählt vor allem ohne einen Funken Manieriertheit. Niemals drängt er sich persönlich vor; niemals zeigt er Künste, die ihn selbst heben und sein Talent ins Licht stellen sollen, sondern immer ordnet er sich in echt epischer Weise dem Stoff unter. Es wäre z. B. ein leichtes gewesen, die Tränendrüsen der Leserinnen gleich durch die erste Geschichte „Salto mortale“ viel stärker in Tätigkeit zu setzen. Das Leiden eines Knaben, der aus gekränktem Ehrgeiz und aus bitterer Zurücksetzung den Tod sucht, wird stets packen. Und wenn die Darstellung noch geschickt unterstreicht, so ist es um jede fühlende Seele geschehen. Böhler unterstreicht nicht. Er hält sich eher zurück. Er hat gar nicht die Absicht uns zu rühren. Etwas anderes ist es, wenn der kleine Heinz uns rührt, der seinen letzten Versuch des Salto mortale von der Brücke aus macht. Aus dem Stoff selbst ergibt sich die Form. So ist eine vortreffliche No-

velle entstanden, die im besten Sinne Stil hat. Auch die zweite Geschichte wird Freunde finden. Der Bekennermut eines Knaben leuchtet wie ein Licht daraus. Und dieser Frühvollendete ringt dem Erzähler Wunsch und Seufzer ab: „Er hätte leben und die Schar derer vermehren sollen, die beide Füße fest auf die Wahrheit gestellt haben, und die einmal, das ist mein Glaube, die anderen höher tragen werden. Dannzumal wird man wieder Menschen finden, denen es in ihrer Haut und in der Gesellschaft, in der sie leben, wohl ist, die vom Joch der Lüge und Heuchelei befreit, in allem der Klarheit zustreben und sich zu einer Weltanschauung bekennen, die gebaut ist wie der Mensch selber: die Füße sicher auf der Erde, das Haupt nicht über den Wolken, aber dem Staube abgewandt.“ Die dritte Novelle endlich, „Die Jugendkönigin“, ist die schwächste. Sie überzeugt am wenigsten. Sie erzählt von der schönen Adeli, die sich durch einen freiwilligen Tod von der Häßlichkeit der Welt erlöst und ihre Schönheit und Jugend „bis zum heutigen Tage bewahrt“ hat. Viele Einzelzüge, darunter die Schlußzeilen, verraten auch hier den Dichter — einen Dichter, der jeden falschen Glanz verschmährt, in Wort und Farbe sparsam ist, nicht hinreißt, aber durch seine Mannhaftigkeit, bedachte Tüchtigkeit und ehrliche Schlichtheit unser ganzes Vertrauen gewinnt und verdient. Carl Busse. Belhagen und Clasings
Monatshefte.

Der Korje. Tragödie in einem Akt.
Von Karl Friedrich Wiegand.

Vor einigen Jahren hat sich Dr. Hermann Goethgens die Mühe gegeben, die schier endlose Reihe deutscher Napoleondramen von Kogebue, Grabbe, Geibel an, bis Bleibtreu, Bierbaum und Hermann Bahr in einer sehr fleißig komponierten Ar-

beit zu sichten und in ein System zu bringen. Darunter befinden sich auch jene dramatischen Produkte, in welchen der große Schlachtenheld zwar nur als Episodenfigur erscheint, aber doch durch die Macht seiner Persönlichkeit eingreifend und entscheidend wirkt. Zu dieser Gruppe gehört nun jedenfalls der vorliegende Einakter Wiegands, eines jungen, vielversprechenden Autors, der bereits durch frühere Arbeiten, insbesondere durch sein niederländisches Balladenbuch Proben eines starken Talents geliefert hat. Unter dem Titelhelden ist diesmal nicht der Kaiser zu verstehen, sondern ein junger korsischer Gardist Corleone, dessen Schicksal im Drama zwischen die Puffer zweier historischen, feindlichen Mächte gerät, deren Zusammenstoß ihn zermalmt. Zu Fontainebleau, wo Napoleon den Papst Pius VII. gefangen hält, empfängt Corleone als wachthabender Posten vom Kaiser den Befehl, dem Papste den Eintritt in die, seinen Wohngemächern gegenüber liegende Kapelle nicht zu gestatten, damit dem Volke der dadurch ermöglichte Anblick des Gefangenen nicht geboten werde. „Bei Widersetzlichkeit wird von der Waffe Gebrauch gemacht!“ Als nun aber der Papst wirklich erscheint, vermag der herzensfromme, katholische Soldat nicht das Bajonett gegen den irdischen Stellvertreter Gottes zu erheben, und im schweren Kampfe zwischen religiöser und Soldatenpflicht siegte erstere. Der Gardist läßt den Papst ungehindert passieren. Bei dessen Rückkehr aus der Kapelle kommt es zur Begegnung zwischen ihm und dem Kaiser und zu einer heftigen Aussprache zwischen diesen beiden Vertretern höchster kirchlicher und weltlicher Herrschergewalt, welche dem Kirchenfürsten einen moralischen Sieg bringt. Für den dem kaiserlichen Befehl ungehorsamen Corleone bedeutet das Ereignis aber — ein

Todesurteil. Mit dem tröstlichen Bewußtsein, den Segen des Heiligen Vaters und damit die unerschütterliche Hoffnung auf Genesung seiner schwer kranken Geliebten erlangt zu haben, geht er ruhig in den Tod. Das wirksame Stück, die zweite dramatische Arbeit des Autors, ist ein packendes, stellenweise tief ergreifendes Bühnenwerk, voll echten Theaterblutes. Temperamentvoll und wuchtig führt Wiegand seine spannende Handlung bis zum tragischen Schlusse fort. Insbesondere gelang es dem Verfasser,

die Gestalt des Kaisers, der hier doch nicht den Helden des Dramas repräsentiert, glaubwürdig menschlich zu erfassen. Das ist um so verdienstvoller, als wohl die meisten Napoleon-Dramen neueren Datums den Kaiser entweder nach der Schablone in der bekannten Heldenpose auf die Bühne bringen oder ihn andererseits bis zur Karikatur „vermenschlichen“ wollen. Das Stück hatte auch bei seiner Zürcher Uraufführung eine recht warme Aufnahme.

Dr. Aug. Stern. Neue freie Presse, Wien.

Bücherschau

Prof. Dr. E. Dürr. Einführung in die Pädagogik. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig.

An Ratschlägen für die Erziehungskunst ist in unsern Tagen kein Mangel. Historiker der Pädagogik und Praktiker geben ihre Einsichten auch heute gleich denen früherer Zeiten an, daß der Lehrer es so und so machen soll, um mit Erfolg seinen Lehrberuf auszuüben; aber die Resultate praktischer Lebens- und Menschenkenntnis können, so richtig sie seien, die theoretische Begründung nicht entbehren. In einer, wie wir mit wissenschaftlichen Stimmen hohen Ranges gemeinsam sagen dürfen, meisterhaften „Einführung in die Pädagogik“ hat der Lehrer der Psychologie an unserer Berner Universität, Prof. Dr. E. Dürr, sich der Aufgabe unterzogen, die pädagogische Wissenschaft allen Interessierten nahezubringen. Die Pädagogik ist zum Teil Auszug, zum Teil Anwendung, zum Teil Zweig der Psychologie, und da sie ferner Wertwissen-

schaft ist, das schwierige Problem der Wertbestimmung aber durch die psychologisch teleologische Methode gelöst wird, so erhellt, daß derjenige von der Wissenschaft der Pädagogik keinen klaren Begriff haben kann, der sich zu psychologischen Gedankengängen nicht bequemt hat. Das Dürrsche Buch gibt jedem Lehrer in unübertrefflich klarer Weise, nirgends populär im schlechten Sinn und doch für ernste Leser durchwegs verständlich, die Hauptzüge der modernen Psychologie. Selbstverständlich ist aber das Werk nicht eine Psychologie, sondern eben was der Titel sagt. Eine Besprechung nach dem Reichthum des Inhalts würde viel mehr Raum in Anspruch nehmen, als diesem Hinweis verstattet ist; wir wollen nur manche aufmerksam machen, daß hier ein Buch vorliegt, bei dessen Lektüre man sowohl reiche Freude hat durch die Darstellung aus einem Guß, als auch erstaunlich vielseitige Belehrung und Anregung durch den Gehalt. Endlich kommt noch dazu: Man wird allgemein